

Professor Beaumont

Autor(en): **Lee, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einst seine Welt war. Er schwingt sich auf den Holzzaun, auf dem er als Bub immer gesessen hat und blickt in die Ferne. Eine graue, unbegrenzte Welt liegt da vor ihm. Eine Welt ohne Geheimnisse.

Nah am Zaun steht ein schlankes Fichtenbäumchen, das hübsch ist und gerade gewachsen, das aber scheinbar noch zu jung war, um seinen Stamm für Geld zu opfern. Könnt' a dank' schön sagen, durchzuckt es den Sepp. Ob das Bäumchen wohl froh war, dem Tode entronnen

zu sein? Daß es sich das Sterben hatte aufsparen dürfen, für später einmal?

Es ist ein sternloser, verregneter Abend, aber der Sepp geht dennoch den Weg zurück, den er am frühen Nachmittag hastig und in großen Sprüngen heruntergekommen war. Geht ihn nun mutlos und schwerfällig, wie einer, der seine Welt verloren hat.

Miß Mabel wird wohl nicht unverföhnlich sein...

Der Waldsee.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt aus dem keuschen Busen dir zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Rahn wird je durch deine Fluten gleiten.
Gleich einer Dithyrambe der Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Wildrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,
Und die, wie Säulen einen mächt'gen Dom,
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Heinrich Leuthold.

Professor Beaumont.

„Professor Beaumont“ ... unter diesem Namen stand er auf dem Zettel. Eigentlich war er ein geborener Deutscher, aber das hatte er in den fünfzig Jahren seiner Künstlerlaufbahn, die ihn durch aller Herren Länder geführt hatte, beinahe selber schon vergessen. Die Sprache erinnert ihn nicht mehr daran. Wie es die eigentümliche Begabung wandernder Künstler ist, beherrscht er die fremden Sprachen so leicht wie die Muttersprache. Wandernde Künstler haben kein Vaterland, keine Heimat. Ihre Heimat ist die Zirkusmanege, der Stallgang, die Garderobe mit ihren tristen und von bunten Kostümen und Requisiten überhängten Wänden, die Bühne des Varietétheaters, das Hotelzimmer oder chambre garnie ... und diese Örtlichkeiten sehen in der ganzen Welt gleich aus, in San Francisco so wie in Petersburg. Deshalb weiß der wandernde Künstler nicht, was Heimat ist. Wohin er kommt, dort findet er sie.

Die Heimat des Professor Beaumont war, seit er alt geworden, das Varietétheater. Im roten, mit goldenen Knöpfen besetzten Frack, in weißer Weste und grauen Hosen trat er an jedem Abend mit seinem Hündchen, einem kleinen weißen Pudel, vor das Publikum. Es war seine einzige Nummer. Mit seinem glattrasierten, alten, ver-

witterten und immer nach Art der alten Schule lächelnden Gesicht, an das oben ziemlich dünnes, graues Haar angrenzte, glich er eher einem ausgedienten Schauspieler. Warum er nicht, wie jeder andere Artist von heutzutage, einen Schnurrbart trug? Weil das in der guten alten Zeit bei einem Clown nicht Sitte war. Clown war Professor Beaumont nämlich gewesen, sogar ein sehr berühmter Clown. Als er vor dem großen Kriege mit Loisset nach Berlin kam und der alte Kaiser Wilhelm, damals noch König, Loisset mehrfach besuchte, wurde er sein Liebling, und als er eines Abends infolge einer Verletzung des Fußgelenks nicht arbeiten konnte, fragte der König den Direktor: „Wo steckt denn heute Beaumont?“ So wenigstens erzählte der Künstler. Wem? Leuten, deren Namen er nicht kannte, die sich abends, wenn er mit seiner Nummer fertig war, zu ihm setzten und ihm über seine Nummer Komplimente machten. Er holte dann sein Portemonnaie hervor, in dem er alte, zermürbte Zeitungsausschnitte aufbewahrte, besonders französische, was, wenn er mit seiner zitternden Hand und den schwimmenden alten Augen darin kramte, etwas Rührendes hatte. Das „Petit Journal“ nannte sein Hündchen „le célèbre chien“, und er fügte zur Erklärung hinzu, daß

das „Petit Journal“ das hervorragendste und einflussreichste Organ Frankreichs sei. Noch höher als Paris, was den Kunstsinne betraf, schätzte er allerdings Marseille, wo namentlich an den Tagen, wo die Hafnarbeiter den Lohn ausbezahlt erhielten und die Varietétheater deshalb ausverkauft waren, der Beifall, den er dort geerntet hatte, alles Denkbare übertraf. Schon in Holland, wo er gleichfalls, dort in einem Zirkus, mit seinem Hündchen gearbeitet hatte, drohten unter dem Beifall die Wände einzustürzen, aber, wie gesagt, in Marseille war es womöglich noch ärger. Seine Nummer nannte er im Gespräch und zwar nicht in dem schönen Ton der Prahlhänse, sondern naiv und gläubig und dabei doch als Kenner, der seit fünfzig Jahren genug unter den Menschen gesehen, „das größte Kunstwerk der Welt“. Sein kleiner, weißer Bündel lief dabei auf den Hinterpfoten eine aufgestellte, mit rotem Tuch beschlagene Treppe auf und nieder, von einem Stuhle machte er, immer dabei auf den Hinterpfoten stehend, den Kopfsprung hinab, durch eine eiserne Ofenröhre den Tunnelsprung, und, was zuletzt die Glanzleistung war, der Bündel stieg, ganz wie ein menschlicher Reiter, auf ein kleines, hölzernes Pferd. Schon seit drei Jahren zog der alte Künstler mit seinem Hündchen herum, keiner aber von den vielen Konkurrenten machte ihm diese Nummer, das „Pferd“ nach. Achtzehn Monate hatte er zu der Dressur gebraucht — achtzehn Monate tägliche, unverdrossene Arbeit. Wie aber hatte sie sich auch gelohnt!

Jeden Vormittag und jeden Nachmittag konnte man den Professor Beaumont mit seinem Hündchen eine Stunde lang spazieren gehen sehen. Dann sah er in seinem schwarzen, schon etwas altmodischen Gehrock, mit der großen, etwas auffälligen, aus bunten Edelsteinen bestehenden Busennadel, der dunklen Sammetweste und dem Zylinderhut ganz wie ein würdiger alter Herr aus. Neben ihm trottete sein Hündchen — ganz wie ein gewöhnlicher, ungebildeter, anderer Hund. Blieb der Meister stehen, so stand auch das Hündchen still und blickte mit stummer Frage zu ihm empor. Mit seinem an der unteren Hälfte geschorenen, rosafarbenen Leib sah es so drollig, so hübsch und so sauber aus, daß selbst Leute mit sonst grämlichen, finsternen Gesichtern freundliche Blicke zu ihm niedergleiten ließen. Die Morgensuppe bereitete der Professor an jedem Tag seinem Hündchen selbst, heute mit Rindfleisch, morgen mit Kalb-

fleisch, übermorgen mit Schweinefleisch. Auch der Mensch ißt gern an jedem Tage etwas anderes.

Das Hündchen war vier Jahre alt. Ganz jung hatte es sein Herr gekauft. So lange, wie noch sein Herr zu leben hatte, so lange würde es nach menschlicher Voraussicht gleichfalls am Leben bleiben, und das war für seinen Herrn sehr notwendig. Es war nun seines Herrn einziger Ernährer. Ein Vermögen, wie viele andere Artisten, hatte er nicht gesammelt. Was er in seinem Leben sich erworben hatte, das hatte er vor fünf, sechs Jahren, als er auf eigene Rechnung aufzutreten unternommen hatte, vollständig eingebüßt. Nun mußte er ausschließlich von seinem Gehalt leben, und davon konnte er nichts mehr ersparen. Was hätte er ohne sein Hündchen und mit seinen Jahren überhaupt noch anfangen können? Zu körperlicher Arbeit war er lange schon zu schwach; aber auch zur Dressurarbeit war ihm mit dem Alter das Nötigste abhanden gekommen, die Latkraft. Das hatte er gefühlt, als er sein Hündchen wieder eine neue Nummer lehren wollte: es ging nicht mehr. Nur noch wiederholen konnte er mit ihm — das gewohnte Stündchen jeden Vormittag.

Eine Preisfrage wäre gewesen: wen liebte Professor Beaumont in seinem Hündchen wohl mehr — seinen Ernährer oder seinen Freund? Seit die Menschen von seinem berühmten Namen nichts mehr wußten, seit sie ihn bei seiner selbständigen Unternehmung so schön im Stich gelassen, seit selbst die Direktoren nichts mehr von der Kunst verstanden, gehörte sein Herz, soweit es das Alter und die genossene Bitterkeit nicht etwa schon vertrocknet und empfindungslos gemacht hatten, ganz seinem Hündchen. Mit Zärtlichkeit hob er es jeden Abend am Schlusse der Nummer, wenn sie wieder gut gelungen war, vor dem ganzen Publikum auf seinen Arm, drückte es an seine Brust, an sein Gesicht — mochten manche im Publikum auch denken, daß es ein Komödientrick war. Das Publikum! Was verstand es überhaupt? Sein Hündchen war Kaviar fürs Volk. Nur die groben, augenfälligen Effekte würdigte das Publikum, nicht aber die Feinheiten, in denen gerade sein Hündchen groß war, ein Künstler, größer als ein Mensch. Was ging sie beide das Publikum an? Ein echter Künstler arbeitet für sich selbst.

Es war Abend, und Professor Beaumont ging mit seinem Hündchen nach dem Theater. Durch die Straßen flutete, wie es bei dem schönen

Frühlingswetter wahrlich kein Wunder war, dichtgedrängt der Verkehr, der brandende Verkehr der Weltstadt. Solche Frühlingstage in den großen Hauptstädten mit ihren erstklassigen Etablisement war Professor Beaumont mit seinem Hündchen nun leider gewöhnt. Leider! Denn erst, wenn die schöne Jahreszeit kam, wenn das Interesse an den Theatern allmählich erlosch, wenn unerfreuliche Lücken im Zuschauer-raum entstanden, wenn deshalb die Direktoren keine hohen Gehälter mehr aufwenden wollten, dann erst engagierten sie ihn. Im Winter, zur hohen Saison, war er nur für die kleinen Bühnen gut genug. So erging es einem alten Mann, von dem der König von Preußen zu Voisset gesagt hatte: „Wo steckt denn heute Beaumont?“

Zeitungen, sogar Extrablätter wurden auf der Straße ausgerufen. Um dergleichen kümmert sich ein Künstler nicht. Alle großen Neuigkeiten, die andere Leute in Bewegung setzen, wie schwere Unglücksfälle, Kriegsnachrichten, neue Entdeckungen, Nordpol-Expeditionen, und was es sonst noch gibt, gehen ihn nichts an. Darin gleicht er den Schauspielern. Und warum? Weil er immer und überall ein Fremder ist. Das Volk, dem etwas zustößt, ist nicht sein Volk; die Stadt, in der sich etwas zuträgt, wird schon morgen wieder von ihm verlassen sein. Er steht abseits. Zwischen ihm und den anderen Leuten gibt es kein Band und nichts Gemeinschaftliches, außer seiner Arbeit, seiner Nummer, die sie im Theater zu bewundern kommen, und die also von allen Dingen auf der Welt das einzig Wichtige ist.

So ging Professor Beaumont mit seinem Hündchen hin, immer die feuchtschimmernden Augen durch das Gedränge vorwärts gerichtet. Die Vorübergehenden sahen den alten Herrn mit seinem hübschen, kleinen, drolligen Genossen wie gewöhnlich an, das hatte er aber schon damals, als er noch jung und schön war, nicht mehr beachtet. In der Hand hatte er einen altmodischen Stock mit einer kostbaren vergoldeten Krücke, den ihm einmal vor langer, langer Zeit in Rußland eine vornehme Dame geschenkt hatte, weil er Ringe, Nadeln und Uhren nicht mehr haben wollte.

Wagen auf Wagen, in dreifacher und vierfacher Reihe, rollten auf dem Fahrdamm vorbei, und von dem Asphalt stieg ein feiner Teergeruch empor. Eine drückende Hitze lag noch in der blauen Luft. Für den Besuch heute Abend versprach das Wetter nichts Gutes, und dann hieß

es bei der Direktion, seine Nummer habe keine Zugkraft. Wenn die Hitze nur seinem Hündchen keinen Schaden tat! In Südfrankreich war es ihm bei der hohen Temperatur sterbenskrank geworden; Tag und Nacht war er an seinem Lager geblieben und hatte es mit Eis gekühlt, bis das Tierchen wieder gesund war. Die Krankheit war, er hatte Gott dafür gedankt, glücklich vorübergegangen.

Das Theater lag in einer der Hauptstraßen, dicht an einem Bahnhof. Die Straße führte jetzt über einen großen Platz.

„Tranquille!“ rief Professor Beaumont seinem Hündchen leise zu, worauf es sofort neben ihm stehen blieb, damit erst der ungeschickte, schwer beladene Omnibus, der heranrollte, an ihnen vorüberfuhr.

Ein alter Mann mit feuchten Augen sieht nicht mehr gut; deshalb muß er vorsichtig sein. Dann setzten sie sich wieder in Marsch.

Wenn die Frühlingssonne in eine große Stadt scheint, so gibt es auf Plätzen und Straßen ein eigenartiges Funkeln, Bliken und Glänzen. Die hellen Kleider der Damen, die weißen Wipfel der Akazienbäume, die Lenkstangen der Fahrräder, die Helmspitzen der Schutzleute, das frischlackierte Lederzeug der dahinsausenden Droschken, alles funkelt, blitzt und glänzt, und das Auge ist von dem neuen, frohen Leben wie geblendet.

So war es auch auf dem großen Plätze.

Ein markerstürender, den Lärm durchschneidender Schrei klang plötzlich über den Platz hinweg.

An einer Stelle in dem Gedränge, auf die nun alles zurannte, bildete sich ein Auflauf.

Die Wagen mußten einen Umweg machen, und nur flüchtig gelang es den Insassen, in die Mitte einen Blick zu werfen. Ein Schutzmann drängte sich jetzt hindurch.

Was war geschehen?

Auf dem Asphalt lag, von Blut überströmt, zermalmt, ein kleiner, weißer Hund; er rührte sich nicht mehr. Ein Wagen hatte ihn wohl überfahren, und der Kutscher hatte sich aus dem Staube gemacht.

Vor dem kleinen Zeichnam kniete ein alter Mann, der Hut war ihm vom Kopf gefallen, so daß man seine dünnen, grauen Haare sah, und er wimmerte: „Mein Hündchen! Mein Hündchen!“

Heinrich Lee.